

ganze durch die veränderte Zeitlage bedingte Auseinandersetzung mit dem allgemeinen Geistesleben, die bewußte und nachdrückliche Betonung des Irrationalen und das Streben nach theozentrischer Gestaltung der christlichen Gotteserkenntnis. Man möchte allerdings wünschen, daß manche allmählich zu Schlagworten ausgewachsene Begriffe, wie „rational“, „irrational“ noch eindeutiger bestimmt würden. Aber das ganze Werk mit seiner klaren, lebendigen und warmen Darstellung, mit seiner allseitigen Orientierung über die dogmatischen Fragen der Gegenwart, mit seinem selbständigen, abgewogenen und maßvollen Urteil bildet eine wertvolle Bereicherung der dogmatischen Literatur.

Tübingen.

Fr. T r a u b.

Wilhelm Liese [Prof. Dr. in Paderborn], *Caritativ-soziale Lebensbilder*. München-Gladbach, Volksvereinsverlag, 1916. 58 S. 8°. Geb. M. 1,90.

Dem vielfach geäußerten Wunsche, es möchten aus dem größeren Werke des Vf.s „Wohlfahrtspflege und Caritas“ (1914) die karitativ-sozialen Lebensbilder gesondert erscheinen, ist der Vf. mit vorliegendem gut ausgestatteten Buch nachgekommen. Die Vorzüge, die ich seinerzeit bei Besprechung des größeren Werkes betonte, treffen auch auf diese kleine Bearbeitung zu. Neu beigefügt sind noch kurze einleitende Abschnitte über Sinn, Wert und Geschichte der Caritas, sowie einige neue Lebensbilder. Nach meinem Dafürhalten wäre für den Zweck der Aufmunterung zu karitativer Tätigkeit eine etwas breitere Behandlung zweckmäßiger gewesen.

München.

F. Walter.

Philosophie und Unterrichtswesen.

Alexander Pfänder [ord. Prof. f. Philos. an der Univ. München], *Logik* [S.-A. aus dem Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung Bd. IV.] Halle a S., M. Niemeyer, 1921. 4 S. und S. 1—499 S. 8°. M. 50.

„Prolegomena zur reinen Logik“ nannte Husserl den 1. Band seiner „Logischen Untersuchungen“ (1900), des Buches, von dem in der Diskussion der nach langer Stagnation zu neuem Leben erwachten logischen Probleme unstreitig die stärkste Wirkung aus-

gegangen ist. Das Bedeutsame an diesen „Prolegomenen“ war der in vollster Gründlichkeit geführte Kampf gegen die „psychologistische“ Logik in jeder Gestalt als prinzipielle Verkennung und Mißdeutung der logischen Gesetzmäßigkeit überhaupt: die Logik ist weder eine Wissenschaft, die den tatsächlichen Verlauf des Denkens beschreibt oder die diesen Verlauf beherrschenden Kausalgesetze festlegt (eine empirisch-psychologische Tatsachenwissenschaft) noch eine praktische Kunstlehre des Denkens, eine Sammlung von Imperativen, die uns vorschreiben, wie wir denken müssen, um „richtig“ zu denken, sondern eine rein theoretische apriorische und demonstrable Disziplin, am nächsten der reinen Mathematik, der Arithmetik vergleichbar und so wenig wie diese eine Wissenschaft, deren Sätze durch Beobachtung und Verallgemeinerung von Tatsachen, insbesondere psychischen Tatsachen, gewonnen werden. Der „Idee“ der reinen Logik in den „Prolegomenen“ ließ Husserl jedoch zunächst nicht das zu erwartende „System“ der logischen Wissenschaft selbst folgen, sondern in dem 2. Band der „Logischen Untersuchungen“ schlug sein Kampf gegen den Psychologismus jene eigenartige Richtung ein, die ihn zum Ausgangspunkt einer neuen philosophischen Grunddisziplin, der „Phänomenologie“ (bzw. einer neuen philosophischen Richtung) werden ließ. Was ist nun Phänomenologie? Eine ganz klare, eindeutige und allgemein anerkannte Antwort scheint (auch nach Pfänder) zur Zeit noch nicht möglich zu sein. Indessen dürfte es möglich sein, wenigstens ganz allgemein die Grundgedanken und -voraussetzungen der Phänomenologie zu umschreiben. In jedem Augenblick seines bewußten Lebens sind dem denkenden Ich Gegenstände in verschiedener Art und Weise gegenwärtig: als gemeinte, gedachte, wahrgenommene, vorgestellte usw. Gegenstände. Während nun das Erkenntnisziel der Real- und der Idealwissenschaften die Gegenstände selbst, ihre Beschaffenheit und Realität, ihr Werden und Sichbeziehen aufeinander sind, faßt die Phänomenologie die Gegenstände in ihrer eigentümlichen Gegebenheitsweise ins Auge, sucht also die Stufen und Weisen des Gegebenseins von Gegenständen einerseits, die Gegenstände in ihrer reinen unmittelbaren Gegebenheit (unter Abstraktion von allem, was uns ein aus früheren

Quellen stammendes oder ein verschiedene Gegebenheiten kombinierendes Wissen von ihnen lehrt) zu erfassen. Sie wird damit einerseits Lehre von den Weisen oder Stufen des gegenständlichen Bewußtseins, andererseits allgemeine Gegenstandslehre oder Ontologie, Lehre von den Gegenständen als Gegenständen eines unmittelbaren Wissens. In beiden Absichten verhält sich die Phänomenologie zunächst rein deskriptiv; sie schreitet dann aber fort auch zur Erfassung allgemeiner Gesetzmäßigkeiten, die im Wesen der ersuchten Gegenständlichkeiten gründen und in und mit ihnen direkt erschaubar sind („Wesensschau“). Die Logik nun, wie sie Husserl und die ihm Nahestehenden fassen, als *Wissenschaft von den „Gedanken“*, ist nicht identisch mit der Phänomenologie oder einem Teil derselben, sie hat es vielmehr zu tun mit bestimmten Gegenständen — eben den Gedankengebilden, die wir als Begriffe, Urteile und Schlüsse bezeichnen; aber, sie sucht diese Gebilde nicht rein als Gegebenheiten zu fassen, sondern will sie und ihre Gesetze nach allen Richtungen in systematischer Vollständigkeit erforschen. Da jedoch die so definierte Logik die „Gedanken“ als eigne Klasse faßbarer und erforschbarer *Gegenstände* voraussetzt, da sie ferner eben diese Gedanken in ganz bestimmte Beziehung zu weiteren, eben den gedachten Gegenständen stellt, so beruht sie ihrerseits doch auf gewissen Ergebnissen phänomenologischer Analyse oder bezieht sich ständig auf sie zurück. Gedanken als direkt fassbare Gegenstände (wobei das direkte Erfastsein dem bloßen Vertretensein durch ein Wortsymbol, ein Zeichen gegenübersteht), die einer Welt gemeinter Gegenstände nachbildend folgen, muß es geben, damit jene Definition der Logik als selbständige Wissenschaft sinnvoll wird. Von der Logik wird ferner die Erkenntnistheorie abgetrennt, die es mit der Frage nach der objektiven Gültigkeit unserer Erkenntnisse zu tun hat: nicht jeder „Gedanke“ ist eine Erkenntnis, als Erkenntnis aber beansprucht der Gedanke, einen außerhalb seiner befindlichen Gegenstand richtig, also so wie er selbst ist, wiederzugeben. Die Frage, ob solche objektive Gültigkeit besteht, kann nur beantwortet werden durch Rekurs auf die Betrachtung der Gegenstände selbst und ihrer Beziehung zu den Weisen und Formen des

Bewußtseins: die Phänomenologie wird zur Grundlage der Erkenntnislehre.

P f ä n d e r s „Logik“, in dem nun die „reine Logik“, deren Idee Husserls Prolegomena dem Psychologismus gegenüber verteidigten, ausgeführte Gestalt gewinnt, ist auch für denjenigen ein sehr willkommenes Buch, der der Phänomenologie und ihren Resultaten kritisch gegenübersteht. Sie ist es um so mehr, als sie sich durch klare und scharfe Konsequenz in der Durchführung des Grundgedankens und durch Gründlichkeit und Subtilität der Gedankenführung im Einzelnen auszeichnet.

Um seine Auffassung der Logik zu fixieren, geht Pf. aus vom *Denken*. Wir können beim Denken fünferlei unterscheiden: das denkende Subjekt, den realen, psychischen Vorgang des Denkens, den gemeinten und gedachten Gegenstand und endlich den in dem Vorgang des Denkens enthaltenen *Gedankengehalt* mit seinem mehr oder minder adäquaten sprachlichen Ausdruck. Das Denken produziert seinen Gedankeninhalt, der nur durch das Denken und für ein denkendes Subjekt Leben und Sein gewinnen kann, also nicht als Gegenstand für sich existiert, der aber trotzdem kein „Teil“, sondern eben ein Inhalt des Denkvorgangs ist, der als *identisch* der selbe Gedanke (dasselbe Urteil, derselbe Begriff) von einem andern Denken aufgenommen, beliebig übermittelt und durch Vermittlung von Schriftzeichen aufbewahrt werden kann. Obgleich also Produkte realer seelischer Denkvorgänge, sind die Gedanken selbst ideelle zeitlose Gebilde. Indem ich das Urteil fälle „Alle Menschen sind sterblich“ vollziehe ich einen Akt des Urteilens, in diesem psychisch realen Urteilsvorgang denke ich jenen Inhalt, der als derselbe von andern oder von mir zu anderer Zeit in Frage gestellt, behauptet oder auch nur verstanden werden kann, welcher Inhalt den Worten, in denen das Urteil verlautbart wird, als „Sinn“ zugehört und endlich einen gegenständlichen Sachverhalt (das Sterblichsein aller Menschen) als wirklich behauptet. Verschieden verlaufende Urteilsakte können denselben gedanklichen Inhalt haben, der auch in verschiedenen Wortsymbolen sich ausdrücken läßt; wir können diesen Inhalt beachten ohne im Geringsten die Eigenart des psychischen Urteilsvorgangs oder die der ge-

brauchten Worte besonders ins Auge zu fassen; der gegenständliche Sachverhalt endlich besteht oder besteht nicht, gleichgültig, ob er in einem Urteil behauptet wird oder nicht, wir können ihn ferner in verschiedenen (äquivalenten) Urteilen ausdrücken, und wir können den betreffenden Sachverhalt einmal an sich mit allem, was sich weiter aus ihm ergibt, und einmal nur als Sachverhalt dieses bestimmten Urteils, so weit er im Urteil behauptet ist, betrachten. Aus alledem folgt die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Urteilsgedankens vom psychischen Akt, vom sprachlichen Ausdruck, vom gegenständlichen Sachverhalt. So klar diese Ausführungen sind, so ist die Beweisführung m. E. doch nicht absolut zwingend. Ich begnüge mich indessen mit kurzen Andeutungen: ist auch dasselbe Urteil nicht immer an dieselben bestimmten Worte gebunden, so ist doch die Frage aufzuwerfen, ob nicht „Gedanken“ schlechthin nur in Form irgendwelcher sinnerfüllter sprachlicher Symbole existieren können. Symbole nun können als psychisch und physisch verschiedene Gebilde „identische Bedeutung“ haben, insofern ein psychischer Akt des Meinens sie auf denselben Gegenstand bezieht. Es ist die Frage, ob sich der „identische Inhalt“ verschiedener Denkvorgänge meist doch auf die identische Bedeutung, und damit mittelbar auf die identischen Gegenstände, numerisch und qualitativ verschiedener Symbole und an sie sich schließender Akte des Meinens zurückführen lassen.)

Nicht mit dem Denken, sondern mit den Gedanken hat es die Logik zu tun. Solche Gedanken sind die Urteile (die „behauptenden“ Gedankengebilde), ihre Elemente, die Begriffe und endlich die Schlüsse, zu denen sich die Urteile verbinden lassen. Die Urteile sind freilich nicht die einzigen Gedankengebilde; neben ihnen steht das weite Reich der Fragen, Vermutungen, Wertungen usw. Die traditionelle Logik hat speziell die Logik der Urteile entworfen; Pf. folgt ihrem Beispiel, er betont aber die Möglichkeit, in Zukunft die logische Untersuchung auf das ganze Gebiet der Gedanken zu beziehen.

Wie allgemein bei jedem Gedanken zwischen sprachlichem Ausdruck, Gedanken und Gegenstand, so wird speziell beim

Urteil, dem behauptenden Gedankengebilde zwischen Satz, Urteil und im Urteil behauptetem Sachverhalt geschieden. Zu jedem Urteil als solchem gehört wesentlich dreierlei: der Subjektsbegriff, der Prädikatsbegriff, der Kopulabegriff. Letzterer aber hat im Grunde eine doppelte Funktion: erstens ist er der Ausdruck der Hinbeziehung des Prädikats auf das Subjekt und zweitens der Ausdruck der behauptenden Funktion des Urteils. In dieser Behauptung steckt zugleich der Anspruch des Urteils auf „Wahrheit“ oder das Als bestehend Setzen des im Urteil gemeinten Sachverhalts. Die Wahrheit des Urteils ist seine Übereinstimmung mit dem gegenständlichen Sachverhalt (welche Übereinstimmung aber nicht Ähnlichkeit oder Gleichheit bedeutet, sondern nur dies, daß der Gegenstand das maßgebende Fixum ist für das sich auf ihn beziehende Urteil. Ohne für sich bestehende, in sich ruhende Gegenstände hätte es keinen Sinn, von wahren Urteilen zu sprechen.)

Dem gegenständlichen Sachverhalt nach unterscheidet Pf. erstens Urteile über Gegenstände, die einen bestimmten einzelnen Sachverhalt setzen (Bestimmungsurteile, die einem Gegenstand sein Wesen, sein Was zuordnen, Attributionsurteile, die auf den Gegenstand sein „Wie“ beziehen, Existentialurteile, die vom Gegenstand seine Seinsweise aussagen) von solchen, die einen Sachverhalt mit andern in Beziehung bringen (Relationsurteile). Von der Kopula und ihrer Bedeutung ausgehend leitet Pf. die bekannten logischen Urteilsformen ab: als beziehende Kopula kann sie im positiven Urteil eine Hinbeziehung, im negativen eine Fortbeziehung aussprechen. Die behauptende Funktion der Kopula kann im problematischen Urteil eine Abschwächung, im apodiktischen eine Verstärkung erfahren, sie kann im hypothetischen und disjunktiven Urteil in eigentümlicher Weise „in der Schwebe“ gehalten werden (der Unterschied dieser Urteile betrifft mit anderen Worten die Geltungsweise des behaupteten Sachverhalts, welcher Unterschied aber wieder als ein rein logischer, die Eigenheit des Urteilsinhalts betreffender, nicht als ein psychologischer des Urteilsaktes zu betrachten ist). Die Einteilung der Urteile nach der Quantität des Subjekts kann verschiedenen Sinn haben: dem eigentlichen

logisch allgemeinen und partikulären Urteil (alle Adler — einige Adler . . .) steht gegenüber das Art- und Gattungsurteil (im Gegenteil zum Individualurteil), das logisch betrachtet ein singuläres Urteil, d. h. über einen einzelnen (nur hier allgemeinen) Gegenstand ist, und ebenso das Kollektivurteil, dessen Gegenstand ein Kollektivum (ein Schwarm, ein Haufen usw.) ist: logisch, nicht ontologisch ist die „Quantität“ des Urteils nur, wenn sie die Fassung des Subjektsbegriffs, nicht das Wesen des Subjektsgegenstandes betrifft.

Vom Urteil wendet sich Pf.s Logik zum Begriff. Wie zum Urteil als ausgedrücktem und meinendem Gedanken der Satz auf der einen, der intentionale Sachverhalt auf der andern Seite gehört, so entspricht dem Begriff das Wort und der intendierte Gegenstand. Doch hat schon das Beispiel der Urteilskopula „ist“ gezeigt, daß nicht alle Begriffe im engeren Sinn Gegenstandsbegriffe, d. h. Begriffe sind, die für sich bestimmte Gegenstände meinen: neben den Gegenstandsbegriffen stehen die funktionierenden (syntegorematischen) Begriffe (von Pf. eingeteilt in zeigende, verbindende, trennende, ersetzende, dirigierende, endlich die meist nur durch den Tonfall ausgedrückten fragenden, befehlenden, wünschenden usw. funktionierenden Begriffe). Die Gegenstandsbegriffe ihrerseits gliedern sich logisch (nicht ontologisch) in substantivische, adjektivische, verbale, adverbiale Begriffe. Man sieht, es ist ein logischer Unterbau grammatischer Kategorien, der hier systematisch aufgestellt wird; ausdrücklich werden dagegen Unterscheidungen, wie die zwischen Art- und Individualbegriffen, wird die Klasse der „Zahlbegriffe“ als ontologischen, nicht logischen Ursprungs bezeichnet; nicht die Art wie, sondern das, was begriffen wird, wird hier also unterschieden. In der Lehre von der Definition scheidet Pf. Wortdefinition, Begriffsdefinition (Entfaltung eines unentfalteten Begriffs oder des „Formalobjekts“ d. h. des Objekts, so wie und so weit es im Begriff gemeint ist) und Sachdefinition (Entfaltung des in einem Begriff gemeinten „Materialobjektes“, d. h. des Gegenstandes mit seinen auch im Begriff noch nicht mitgemeinten Eigenschaften).

In einem weiteren Kap. wendet sich Pf. den obersten Denkgesetzen zu: Jedes Ur-

teil, das die Identität eines Gegenstandes mit sich selbst aussagt, ist wahr (Satz der Identität); Urteile, die sich widersprechen, können nicht beide wahr sein (Satz des Widerspruchs); Urteile, die sich widersprechen, können nicht beide falsch sein (Satz des ausgeschlossenen Dritten); kein Urteil ist wahr ohne zureichenden Grund (Satz vom zureichenden Grund). Die Giltigkeit dieser obersten logischen Prinzipien beruht nun nach Pf. auf zwei Momenten: einmal auf dem Sinn der Begriffe „wahr“ und „falsch“, und zweitens auf jenen logischen entsprechenden allgemeinen ontologischen Gesetzen. Jeder Gegenstand ist mit sich selbst identisch — jedem Gegenstand kommt ein bestimmtes Prädikat entweder zu oder nicht zu — diese nicht logischen, sondern ontologischen Gesetze, deren Begründung in die allgemeine Gegenstandstheorie, nicht in die Logik gehört, fundieren die logischen Prinzipien, wenn wir den weiteren Gedanken hinzunehmen, daß „Wahrheit“ Übereinstimmung mit dem Gegenstande ist.

Nichts ist vielleicht für die ganze Eigenart und Stellung der Pf.schen Logik charakteristischer, als die hier zutage tretende Verankerung der Logik in der Ontologie. Es werden hier von Pf. Wege eingeschlagen, die, in geradem Gegensatz zu der ganzen Entwicklung der neueren Philosophie, zum Mittelalter, zu Aristoteles und Platon zurückführen. Die neuere Philosophie, am klarsten und entschiedensten in Kant, sucht die Ontologie auf die Logik zu begründen, die letzten grundlegenden Eigenschaften der Gegenstände als Bedingungen ihrer Denkbarkeit aus der Logik zu entwickeln. Die Gegenstände sind Substanzen und Akzidenzen, weil sie als logische Subjekte und Prädikate gefaßt werden müssen; Substanz ist das, was nur als Subjekt, nicht mehr als Prädikat gedacht werden kann, das letzte vom Denken vorausgesetzte Subjekt des Weltgeschehens. Und es ist gleichfalls charakteristisch, daß Pf. gegen diese Verknüpfung des ontologischen Substanzbegriffs mit dem logischen Subjektsbegriff polemisiert. Man sieht: es ist nicht nur die Psychologisierung der Logik, sondern auch die (Kantische) Logisierung der Ontologie, zu der die Phänomenologie und ihre Auffassung der Logik in Gegensatz tritt. Die Ontologie wird wieder zu der selbständigen Grundwissenschaft, die

sie für Platon und Aristoteles war, nur mit „phänomenologischer“ Methode.

Das letzte Kap. bringt eine eingehende Darstellung der Schlußlehre, mit Entwicklung und Kritik der traditionellen Syllogistik.

Gießen.

E. v. A s t e r.

Germanische und romanische Literaturen und Sprachen.

Emma Danielowski [Dr. phil.], Das Hiltibrandlied. Beitrag zur Überlieferungsgeschichte auf paläographischer Grundlage. Berlin, Mayer u. Müller, 1919. IV u. 103 S. 8° mit zwei Schrifttafeln. M. 7.

Die fast hundertjährige Forschertätigkeit über das älteste Denkmal deutscher Dichtung ist in den letzten Jahren besonders nachhaltig wieder aufgenommen worden. Seit Pongs in seiner tüchtigen Marburger Diss. „Das Hildebrandslied“ (1913) das Problem frisch aufgerollt und einen verdienstlichen Überblick über den Stand der bisherigen Forschung gegeben hatte, ist Saran mit einer ganz neuen und eigenartigen Art der Erklärung und Kritik aufgetreten („Das Hildebrandslied“, Halle 1915), hat aber mit seinen auf die neuen Klangtheorien von Rutz und Sievers gestützten Darlegungen, soweit ich sehe, keinen erheblichen Beifall gefunden. Das Jahr 1919 brachte dann F. Kluges kleines, aber sehr inhaltreiches und wertvolles Büchlein „Hildebrandslied, Ludwigslied und Merseburger Zaubersprüche“ in der „Deutschkundlichen Bücherei“ (Leipzig), in dem er, gestützt auf seinen Aufsatz in Paul u. Braunes „Beiträgen“ (43, S. 500 ff.) für fränkische Herkunft des Liedes eintritt. Ihm folgt auf dem Fuße, so daß sie das Büchlein Kluges nicht mehr benutzen konnte, die vorliegende Arbeit von Emma Danielowski.

Die Hauptsache in diesem Buche ist die mit dem neuesten Verfahren photographischer Vergrößerung arbeitende paläographische Untersuchung der Handschrift. Mit einer auch die feinsten Punkte und Strichelchen scharf beobachtenden Genauigkeit beschreibt die Verf. die beiden alten Blätter und geht auch auf die Geschichte, Art und Bedeutung der verwendeten Schriftzüge ein, sie prüft sorgfältigst das Schreibmaterial, den Schrift- und Wortbestand,

vor allem auch die Korrekturen. Sofern es sich um rein Tatsächliches handelt, wird man ihre Aufstellungen gern hinnehmen. Sobald sie aber dieses Gebiet verläßt und auf Gründe, Ursachen, Absichten und Zwecke der vom Schreiber vorgenommenen Änderungen und Verbesserungen eingeht, fängt die persönliche Auffassung an, Geltung zu gewinnen, und da kann man über dies und jenes anders denken. Nach ihrer Meinung ist der Dichter des Liedes ein Rechtsgelehrter aus Bayern, während der Schreiber, — sie setzt nur einen voraus — ein angelsächsischer Mönch ist, dem ein Bayer das Gedicht aus dem Gedächtnis diktierte. Am Schlusse gelangt sie auf Grund ihrer Beobachtungen und Annahmen zur Feststellung eines Textes, der ganz erheblich von dem bisher geltenden abweicht und viel Neues bringt. Aufgabe der Einzelkritik, für die hier nicht die Stelle ist, muß es sein, einmal ihre paläographischen Betrachtungen, dann aber, wenn deren Richtigkeit anerkannt werden sollte, auch ihre Textänderungen und ihre Begründungen aufs sorgfältigste nachzuprüfen. Als vorläufiges Urteil mag gelten, daß die Arbeit scharfsinnig und gründlich ist und die Aufmerksamkeit der Fachkreise in hohem Maße verdient. Im Schriftennachweis vermißt man, außer dem oben genannten, etwa gleichzeitig erschienenen Büchlein von Kluge, Moritz Trautmanns sehr eigenartige Arbeit „Finn und Hildebrand“ (Bonner Beiträge zur Anglistik, Heft 7, Bonn 1903). Außerdem wäre es wünschenswert gewesen, daß die Verf. einen Abdruck der von ihr vorgeschlagenen Fassung des Textes, nicht bloß eine neuhochdeutsche Wiedergabe, mitgeteilt hätte.

Breslau.

H. J a n t z e n.

Shakespeares Werke in Einzelausgaben. Macbeth. Hamlet. Othello. Leipzig, Inselverlag, 1920. 127; 216; 190 S. 8°. Geb. je M. 12.

In mustergültiger Ausstattung, wie bei dem Inselverlag schlechthin selbstverständlich, wird hier eine Shakespeare-Ausgabe geboten, die auch inhaltlich eine Lieblingsausgabe des deutschen Publikums zu werden verspricht. Als Herausgeber war H. Conrad von dem Verlag gewonnen, der aber nur noch den Macbeth veröffentlichen konnte. Nach seinem Tode ist in die Lücke M. J. Wolf, der bekannte Shakespeare-Biograph, eingetreten. Zugrunde gelegt ist für die 12 von Schlegel selber übersetzten Stücke sein Text, aber von den Flüchtigkeiten gesäubert, die durch Karoline hineingekommen waren. Besonders dankenswert ist der kurze Anhang am Schlusse jedes Bandes, der die wichtigsten literarhistorischen Fragen, wie Entstehungszeit, Herkunft des Stoffes usw. behandelt.